

1. Beunruhigungen

Gegenwärtig kann und darf man wegen allem Möglichen, am besten wegen der Gegenwart überhaupt, beunruhigt sein, vielleicht muss man es sogar sein. Man braucht dazu nicht allein die Klimakrise als die alle anderen Problemfelder an Krisenhaftigkeit überstrahlende Herausforderung zu bemühen. Man kann und darf etwa auch auf die Spaltungen der Gesellschaft verweisen, die zwischen arm und reich, zwischen Arrivierten und Fortschrittsverlierern, zwischen Willkommensschreiern und Fremdenfeindlichen, zwischen Öko-Konservativen und Trotz-alledem-Progressisten, zwischen Apokalyptikern und Hoffnungsfrohen bestehen. Man kann und muss jedoch angesichts des beinahe exponentiell wachsenden *Narzissmus* beunruhigt sein, der die Gesellschaft immer stärker durchdringt und immer unerbittlicher – nicht zuletzt anhand der sozialen Medien – beherrscht. Kurz: man kann und darf beunruhigt sein darüber, welche Zuspitzungen die Konflikte in unseren Gesellschaften zu erfahren scheinen, und welche Verwerfungen diese Konflikte politisch, also den gesamten Raum unseres Zusammenlebens erfassend, nach sich ziehen.

Angesichts all dessen darf man jedoch nicht vergessen, dass das Beunruhigt-Sein kein Alleinstellungsmerkmal unserer Gegenwart ist. Man darf nicht vergessen, dass eine tiefe Beunruhigung weit über Europa hinausreicht, dass dieser Zustand gegenüber dem, was ist, Sorge über das, was sein wird, und Unzufriedenheit mit dem, was gewesen ist, in gewissem Sinn eine wichtige, wenn nicht die entscheidende Triebfeder für das Streben

nach Neuem, nach Veränderung, also nach Entwicklung darstellt, welche konkreten Ausformungen diese Unruhe bisher geschichtlich auch erfahren haben mag.

Damit soll keiner Verharmlosung der gegenwärtigen Krisenhaftigkeit das Wort geredet werden. Aber diese einordnen zu können – trotz aller Besonderheiten – unter einem weiter gespannten Bogen über das, was Grundstrukturen unseres menschlichen Zusammenlebens ausmacht, und so zu unterscheiden zwischen dem »Menschlich-Allzumenschlichen« und dem, was den Zuspitzungen der Jetztzeit zuzurechnen ist, das scheint doch legitim, ja notwendig zu sein, um mögliche, wenn vielleicht auch nur temporäre Auswege ausmachen zu können. Und vor allem: um die aus Angst und Schrecken leicht und oft schleichend sich ausbreitende Panik in der Bevölkerung und der Tagespolitik hintanhalten oder zumindest abschwächen zu können.

Zugegeben, mit dieser Auffassung habe ich eine Vorabentscheidung getroffen. Die Entscheidung, dass Furcht und Angst – so unvermeidlich und notwendig sie menscheitsgeschichtlich sind – gemäß dem alten Sprichwort »Zu Tode gefürchtet ist auch gestorben«, nicht zwangsläufig den letzten Grund menschlicher Daseinslogik ausmachen oder jedenfalls nicht ausmachen müssen. Einer solchen Prämisse kann man einiges entgegenhalten. Allem voran ist natürlich Hans Jonas' »Heuristik der Furcht« zu nennen, verstanden als die Bereitschaft, sich vom bloß vorgestellten möglichen Unheil kommender Geschlechter affizieren zu lassen – eine Bereitschaft, die für ihn die Grundlage eines verantwortungsbewussten Handelns gegenüber den zukünftigen

Generationen darstellt. Aber schon Jonas verbindet diese Forderung mit einer Forderung nach »Ehrfurcht« vor dem Bestehenden, die als solche unabhängig von jeder Furcht dem Menschen zumutbar ist, ja ihn geradezu anthropologisch auszeichnet, und ohne die die Furcht um die Welt der zukünftigen Generationen keine Grundlage hätte.

Nachfolgend soll es weniger um Hans Jonas und dessen Besorgnis um das Ende der Welt gehen, als vielmehr um den Stellenwert, um den Wert, der der *Philosophie* gerade in offen sichtbaren Krisenzeiten zukommen kann, oder zukommen muss, um die zeit- und unzeitgemäßen Aufregungen in Politik und Gesellschaft auf ihre Voraussetzungen hin abklopfen zu können, und übereilte obskure und/oder auf reiner Schreckhaftigkeit oder einfachem Geltungsbedürfnis beruhende Entscheidungen durchschauen, abmildern oder verhindern zu können.

Die damit angesprochene Einordnung der Krisen – oder besser: ihre Zuordnung zu ihrem Platz in der Welt – *das* muss und kann Philosophie leisten, das ist vielleicht heute ihre vorrangigste Aufgabe. Denn wer sonst sollte das leisten? Einzelwissenschaften, wie die Neurowissenschaft, Biologie oder Psychologie, erhellen gewiss bestimmte Aspekte menschlichen Verhaltens, die Physik trifft Aussagen über die mögliche oder vermutete Zukunft der Erde und des Kosmos, Soziologie, Wirtschaftswissenschaften und Politologie versuchen, die gruppendynamischen Gesetzmäßigkeiten menschlichen Handelns zu beschreiben – und nicht selten vorauszusagen. Eine Zusammenschau dieser Perspektiven kann nur, wenn überhaupt, als philosophische versucht werden.

Allerdings nicht als Philosophie, die sich in ihren Ansprüchen an den Wissenschaften misst, wenn auch erkenntnistheoretische Beiträge zum Wissenschaftsbetrieb und deren Grundlagen gewiss zulässig und vielfach hilfreich sind und waren. Sondern als Philosophie, die versucht hinabzusteigen zu den Urgründen des Menschseins – denn um den Menschen, seine Voraussetzungen, Möglichkeiten und Horizonte, geht es zunächst, er ist der letzte Beweggrund aller, auch der naturphilosophischen Bemühungen des Denkens.

Eine solche Philosophie kann man eine anthropologische nennen. Ich nenne sie *Ethik*. Und zwar nicht im Sinne einer Angabe und Aufzählung von Vorschriften, wie der Mensch zu leben habe, also einer To-do-Liste für moralisch legitimes Zusammenleben. Sondern als Frage danach, woran der Mensch sich halten kann, worauf er allenfalls bauen kann, um seinem Leben im Hagelgewitter der Alltagsbürden und angesichts der nicht mit Sicherheit zu beantwortenden Frage: »Wozu lebe ich überhaupt?« trotz allem einen tiefen Sinn verleihen zu können. Einen Sinn, der zwar nicht *gewusst* werden kann, sondern der sich (vielleicht) im Verlauf einer Spurensuche abzeichnet, die versucht, nicht den ersten Satz der Metaphysik des Aristoteles »Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen« als unhinterfragten Ausgangspunkt des Denkens über den Menschen und die Welt aufzufassen.

Ein solcher Sinn kann nicht einfach *gewollt, schon gar nicht erzwungen* werden – nichtsdestoweniger wird er aber neben dem Leben an sich, neben dem Dahinleben, neben dem Überlebenskampf oder hinter diesem, ganz

offenbar vermutet oder erhofft, um diesem »Leben an sich« eine Ausrichtung, eine Aufgabe zu geben, selbst wenn diese nur im Suchen selbst läge. Und es ist gerade dieser sehr alltägliche vermutete Sinn einer Grundorientierung, der sich unzählige Male im immer wieder aufkommenden Seufzer »Das kann doch nicht alles gewesen sein!« Luft macht. Als Seufzer, der gleichzeitig Frage, Aussage, Ausruf und Anruf ist, drückt dieser Satz die einfache Tatsache aus, dass es hier um ein Suchen nach oder ein Hoffen auf etwas geht, das außerhalb des Lebens, wie es zunächst gelebt wird, liegt. Das ein Ich sucht, das nicht bei sich selbst stehen bleiben kann, sondern über sich hinausschreitet in eine Welt, von der es affiziert wird, auf die es reagiert, der es sich stellt, der es ausgeliefert ist oder gegen die es revoltiert. Die Antworten des Ich auf die Forderungen und Zumutungen seitens der Welt sind vielfältig, aber sie haben immer einen Auslöser: eine nicht wegzuschiebende *Beunruhigung*.

Aus diesem Blickwinkel betrachtet lässt sich sagen, dass die gesamte Geschichte des Denkens als Geschichte der Beunruhigungen und deren jeweils konkreten Ausprägungen geschrieben werden könnte. Vermutlich wurde sie auch bereits geschrieben, wenn auch meist in ihrer umgestülpten Form, von ihren vermeintlichen Ergebnissen her: als eine Geschichte der Weisheit.